

Cornelia Renger-Zorn

Der Ring des Kaisers

verlag regionalkultur

Der junge König

WORMS, JUNI 1069

Alles wartete auf den König. Dicht gedrängt stand die Menge, die sich schon in den Nachtstunden an der Straße zum Dom gesammelt hatte, um ihn beim feierlichen Einritt in die Stadt zu sehen. Die nächtliche Kühle war noch nicht verflogen, der ausgestoßene Atem bildete immer noch feine weiße Nebel vor den Mündern. Dabei warf das Licht der aufgehenden Sonne schon einen rötlich-gelben Schein über den Horizont, der Tag versprach warm und strahlend zu werden. Die zunehmende Helligkeit erfüllte die Menschen mit neuen Lebensgeistern, viele rieben sich die Hände oder pressten die Arme um den Leib, um sich warm zu halten. Die wogende Menschenmasse, die eben noch fast mit der massigen und alles beherrschenden schwarzen Silhouette des Domes verschmolzen war, wurde bei zunehmendem Licht zusehends bunter und quirliger. Vornehme Handelsherren der Stadt, Handwerker, Händler, Bauern aus dem Umland, Dienstboten, arme Tagelöhner, Bettler, Dirnen – alle waren gekommen, um Heinrich zu sehen, den jungen König. Alle Welt sprach bewundernd von ihm, nur manche flüsterten sich auch Gerüchte über unfassbare Verbrechen zu, die er angeblich begangen haben sollte.

Zusammen mit ihrem Onkel Jakob stand Mirjam am Rand der Straße, auf der sich der Zug des Königs bald nähern musste. Den guten Platz hatten sie ergattert, da sie schon kurz nach Mitternacht gekommen waren. Beide trugen unter ihren weiten Obergewändern aus feinem Wollgewebe noch warme Unterkleider aus Wolle und darüber gefütterte Mäntel, um die nächtliche Kälte so gut wie möglich fernzuhalten. Als Juden waren sie es gewohnt, was andere bisweilen durch Rücksichtslosigkeit, Frechheit und Gewalt erreichen mochten, sich durch Geduld, Ausdauer und Ergebenheit zu erkämpfen. Sie kannten das und beklagten sich nicht. Dem Herrn sei Dank, war das Leben in Warmaisa – so nannten die jüdischen Bewohner ihre Heimatstadt Worms – eigentlich sehr angenehm. Der Bischof als Stadtherr schätzte sie als tüchtige Bürger, die gutes Geld in seine Kasse brachten. Bei den christlichen Mitbewohnern waren sie

anerkannt und geachtet. Jakob handelte mit begehrten und wertvollen Luxuswaren, darunter Seidenstoffe und seltene Gewürze wie Safran, Pfeffer, Zimt und Ingwer. Mirjam selbst war von ihrem Vater als Ärztin ausgebildet worden und hatte einen ausgezeichneten Ruf in der Stadt. Auch vielen Christen hatte sie schon geholfen, die andere Berufskollegen aufgegeben hatten.

Von einem plötzlichen heftigen Stoß im Rücken getroffen, fuhr Mirjam unwillig herum.

„Habe ich Euch gestoßen! Bitte, verzeiht mir! Das wollte ich nicht“, entschuldigte sich der bäurisch gekleidete Mann dicht hinter ihr und zog unwillkürlich den Bauch ein. Seine Miene schien ehrlich besorgt. Schon wollte er ihr seine Hand in einer Geste der Entschuldigung auf die Schulter legen, da besann er sich im letzten Moment eines Besseren. Bei einer so vornehm gekleideten Dame wäre jede Berührung unschicklich gewesen.

„He, drängelt nicht so unverschämt“, schrie der Bauer dann gegen diejenigen, die dicht hinter ihm standen. Als er sich wieder nach vorn drehte, bedachte er Mirjam mit einem verlegenen Lächeln.

„Nein, nein! Es ist nichts passiert! Hab vielen Dank für deine Besorgnis!“, erwiderte Mirjam mit erhobener Stimme, um der bewaffneten Patrouille in ihrer Nähe anzudeuten, dass kein Grund zum Einschreiten vorlag. Einer der Soldaten des Bischofs, die an den Straßenrändern aufgestellt waren, um für Ordnung zu sorgen, hatte bereits forschend das Gesicht in ihre Richtung gewandt. Die Jüdin wollte auf gar keinen Fall die Aufmerksamkeit der Truppe auf den Vorfall lenken. Das hätte für den Landmann eventuell übel ausgehen können. Die Soldaten des Bischofs waren strengstens angewiesen, die jüdischen Mitbürger vor jeglichen Belästigungen und Anfeindungen zu schützen. Mirjam war aber fest überzeugt, dass diese vom Stadtherrn angeordnete Sicherheitsmaßnahme keineswegs der einzige Grund war, warum sie und die übrigen Hebräer stets überall mit Zuvorkommenheit behandelt wurden. Mit vielen der christlichen Mitbürger pflegte ihre Familie gute Beziehungen, ja Freundschaften. Auch in dem Gesicht des Bauern, der sie eben angerempelt hatte, war nicht die geringste Spur von boshafter Absicht zu erkennen gewesen.

Die Herren von Michelbach

MICHELBAACH IM MURGTAL, JUNI 1069

„Wo sind meine Schweine!“, schrie Neithard, so laut er konnte. „Gebt mir sofort meine Schweine zurück! Ihr habt sie weggetrieben! Das ist Unrecht! Hört ihr mich? Unrecht und Diebstahl!“ Immer wieder schlug der Bauer mit seiner knochigen Faust gegen die Tür am Haupthaus des Meierhofs.

Der herrschaftliche Meierhof lag im Talgrund des Michelbaches zu Füßen eines kegelförmigen Hügels, auf dem eine kleine, aber kompakte und abweisend wirkende Burg mit einem sechsstöckigen massiven Wohnturm thronte. Die Straße zog am Hof vorbei weiter hinauf auf die Höhen des Waldes nach Norden und dann hinüber ins Gebiet der Forchheimer Grafen.

„Vater, beruhige dich doch! Lass gut sein!“ Franko machte verzweifelte Anstrengungen, seinen Vater Neithard zum Schweigen zu bringen. Mit einer Hand hatte er dessen Schulter gepackt und versuchte, ihn so sanft wie möglich von der Tür wegzuziehen, bevor von drinnen eine Reaktion zu erwarten war.

„Ich hab' dir doch gesagt, der Herr Werinhard ist nicht zu Hause“, redete er auf den Vater ein. „Heute Morgen ist er mit seinen Söhnen nach Worms aufgebrochen, ich hab' sie zum Rheintal hinunter reiten sehen“, setzte er hinzu, in der Hoffnung, den aufgebrachtten Alten zur Vernunft zu bringen.

„Das ist mir gleich“, erwiderte der Bauer mit zitternder Stimme. „Er hat mir kein einziges Tier gelassen! Wie soll ich da meinen Hof erhalten?“

In seiner Verzweiflung begann er erneut, sich die Knöchel am Türholzwund zu schlagen. Von den Schweinen hatte er einen Teil verkaufen wollen, sonst würde er die fällige Pacht an den Herrn von Michelbach nicht zahlen können.

In diesem Moment flog die Tür krachend auf und Bernold, der Verwalter des Herrenhofs, trat heraus. Kaum war sein Blick auf die beiden ungebeten Besucher gefallen, rief er in herrischem Tonfall, den Kopf

halb ins Dunkel des Hausflurs gewandt, aber ohne die Bauern aus den Augen zu lassen: „Frutolf! Ekkehart!“

„Was willst du hier? Du solltest lieber arbeiten!“, fuhr er gleich darauf den alten Neithard an. „Und der da“, dabei zeigte er auf den Sohn, „sollte dir dabei auch besser Gesellschaft leisten! Wenn ihr dem Herrn von Michelbach die schuldige Pacht nicht zahlt, werdet ihr euren Hof bald los sein. Dann könnt ihr als Tagelöhner euer erbärmliches Dasein fristen oder als Bettler verhungern!“

Der Verwalter hatte die Daumen in den Gürtel eingehakt und seine massive, wohlgenährte Gestalt vor den Bauern aufgebaut. Sein von der Sonne gegebtes Gesicht zeigte keinerlei Regung von Wärme oder Mitgefühl. Im Gegenteil, sein breiter Mund verzog sich zu einem abschätzigen Grinsen, als er die beiden ärmlich gekleideten Männer vor sich demonstrativ von oben bis unten musterte.

Inzwischen waren Frutolf und Ekkehart, zwei von Werinhardts bewaffneten Gefolgsleuten, herbeigelaufen. Der Verwalter gab ihnen einen Wink, und sie stellten sich vor den Bauern auf. Zum Umschnallen der Wehrgehenke war ihnen nicht genügend Zeit geblieben, aber Frutolf hielt das blanke Schwert in der Faust. Wahrscheinlich war er gerade dabei gewesen, die Klinge zu polieren.

„Wir wollen die Pacht doch zahlen!“, schrie Neithard, jetzt in fast flehendem Tonfall. „Nur lasst uns die Schweine!“ Er ahnte jetzt, warum ihm die Knechte des Herrenhofs ausgerechnet die Schweine genommen hatten. Der Verwalter musste herausbekommen haben, dass er den Zehnten schon an das Domkapitel von Speyer abgegeben hatte. Da sowohl Bischof und Domkapitel als auch der Herr von Michelbach Anspruch auf das Land erhoben, auf dem sein Hof stand, hätte er beiden Herren Abgaben zahlen müssen. Das war schwierig. Die Pacht für den Michelbacher hatte er aus einem Teil der Schweineherde erzielen wollen.

Neithard erkannte nun seine ausweglose Lage. Er wollte sich vor Bernold niederwerfen. Frutolf missdeutete die Bewegung und setzte ihm blitzschnell die Spitze seines blanken Schwertes auf den Leib.

„Herr! Wir werden die Schweine verkaufen! Dann haben wir das Geld für die Pacht!“, keuchte der alte Bauer im Zurückweichen.

Ein Domschüler für Rotenfels

SPEYER, JANUAR 1086

Der Tag versprach grau und kalt zu werden, aber Gereon verspürte ein Ziehen im Magen vor freudiger Erwartung. Frau Mirjam war von Worms herübergekommen. Natürlich musste er sich noch eine Weile gedulden, bis er sie zu sehen bekam. Sie würde zuerst bei Bischof Huzmann vorsprechen und dann die Domkapitulare besuchen, die um ihren ärztlichen Rat gebeten hatten, aber so viel er mitbekommen hatte, war im Augenblick niemand von ihnen sterbenskrank. Nur die üblichen kleineren Beschwerden, die er bei den Kenntnissen, die er selbst sich mittlerweile in Kräuterkunde angeeignet hatte, auch hätte einigermaßen wirksam beheben können. Aber die Herren legten eben Wert auf die Beziehung einer Kapazität, und das war er in ihren Augen mit seinen sechzehn Jahren offenbar noch nicht.

Gereon überlegte: Im Garten war gerade nicht so viel los. Zu ernten gab es höchstens Löwenzahnblätter oder Vogelmilch. Allerdings hatte er eine Menge der Kräuter, die er im letzten Jahr gesammelt und getrocknet hatte, in Tinkturen angesetzt und zu Pasten und Salben verarbeitet. Einiges davon hatte Frau Mirjam noch nicht gesehen, und Gereon brannte darauf, ihr die Ergebnisse seiner Bemühungen zu zeigen und von ihr begutachten zu lassen. Die Jüdin aus Worms stand dem jungen Domschüler nahe wie eine Verwandte im Geist, er schätzte ihr Wissen, aber auch ihre Art, mit den Menschen umzugehen, ihre Unbestechlichkeit und Unabhängigkeit. Außerdem wusste er, dass Bischof Huzmann, der für ihn selbst wie ein Vater war, große Stücke auf ihren Rat hielt.

Warum ihm die Ärztin überhaupt so viel ihrer raren Zeit und Aufmerksamkeit schenkte, das war Gereon nicht ganz klar. Unreine Hintergedanken kamen nicht in Frage, darüber war, so seine felsenfeste Überzeugung, die Jüdin haushoch erhaben, auch wenn die üblen Nachreden, die er gelegentlich schon über Juden gehört hatte, diesen Menschen generell eine ausschweifende Gesinnung nachsagten. Aber wenn er manchmal den verschleierte, amüsiert scheinenden Blick ihrer

braungrünen Augen unter den schweren Lidern auf sich fühlte, wurde er wieder unsicher und begann zu rätseln, aus welchem Quell sich ihr Wohlwollen ihm gegenüber wohl speisen mochte.

Für den Bischof war die Sache klar: „Du bist ein exzellenter Schüler und hast unseren Kräutergarten nach ihren Anleitungen umgestaltet“, hatte er ihm einmal erklärt, ihm auf die Schulter geklopft und dann noch mit einem Schmunzeln nachgeschoben: „Außerdem liebt Frau Mirjam den akademischen Diskurs.“ Das war richtig, besonders über den Kirchenvater Augustinus konnte die Jüdin stundenlang und bei all ihrer sonstigen Gelassenheit mit einer Teilnahme debattieren, die an wütende Leidenschaft oder, je nachdem, an leidenschaftliche Wut grenzte.

Aber daneben, das fühlte Gereon auf unbestimmte Weise, gab es noch etwas anderes, das sie mit ihm verband und ihn zu ihr hingog. Er konnte sich nur nicht recht erklären, was das war. Er wusste nur, dass es kein unerlaubtes Gefühl sein konnte. Frau Mirjam war zwar eine Frau von angenehmem Äußeren, was vor allem an ihrer schlanken, aufrechten Erscheinung und ihrem fein geschnittenen Gesicht lag, aber vierzig Sommer hatte sie bestimmt schon gesehen. Gereon vermutete, dass sie älter war, als es den Anschein hatte. Von seinen Lehrern an der Domschule wusste er, dass einige Geistliche in höherem Alter bereits etliche Jahre bei ihr in Behandlung gewesen waren, als er vor ungefähr zehn Jahren nach Speyer gekommen war. Damals war er selbst erst sieben Jahre alt gewesen. Sein Alter kannte er relativ genau, da er als wenige Wochen alter Säugling auf den Stufen einer Kölner Kirche gefunden worden war.

Von älteren Mitschülern hatte Gereon gehört, dass sogar Kaiser Heinrich schon um Rat bei Frau Mirjam nachgesucht habe. Allerdings hatte er über diesen Punkt, so sehr er sich auch bemüht hatte, nichts Genaueres herausfinden können. Bischof Huzmann wusste nichts darüber zu berichten, oder er gab wenigstens vor, nichts darüber zu wissen. Auch über seine eigene Herkunft hatte er so gut wie nichts herausbekommen. Laut den Aussagen von Bischof Huzmann, der es wiederum vom Kölner Erzbischofs Anno wusste, war Gereon in Köln als Kleinkind auf den Stufen der Kirche Sankt Gereon gefunden worden, worauf ihn der Erzbischof in die Obhut der Kölner Kirche genommen und ihm bei der Taufe den Namen des Kirchenpatrons gegeben hatte.